

Reichtum macht nicht glücklich.

Erzählung a. d. Leben. Von H. Berthold-Schwiebus.

Heft 10.



Goldene Ähren





## Reichtum macht nicht glücklich.

Erzählung aus dem Leben. Von H. Berthold-Schwiebus.

**S** In der Kinderstube des Kommerzienrats Peters herrschte große Aufregung. Am Fenster stand der älteste, zwölfjährige Sohn des Hauses, stampfte mit den Füßen und weinte vor Schmerz und Jörn bitterheiße Tränen:

„Aber ich glaub's noch nicht! Ich will's nicht glauben,“ stieß er endlich schluchzend hervor und wandte sich zu den Geschwistern, die ebenfalls weinend und verschüchtert bei ihren Spielsachen saßen. Ganz gewiß hat sich der schlechte Kerl, der Johann, nur einen Spaß mit mir erlaubt. Sowie Papa nach Hause kommt, will ich ihn fragen, ob es wahr ist, daß wir Bankerott gemacht haben und nun arm wie unser Gärtner sind! — O, es ist schrecklich, auch nur daran zu denken, daß wir in Zukunft nicht mehr alle Tage spazierenfahren können! Alles, alles wird verkauft! — Auch meinen hübschen Pony muß ich hergeben! — Ich war immer so stolz auf ihn, und alle Jungen haben mich beneidet, wenn ich vorüberritt und ihnen zurief: Gest, ihr armen Schlucker, so etwas könnt ihr euch nicht leisten!“

„Ja, ja, monsieur Fritz, so geht's in der Welt! Hochmut kommt vor dem Fall! — Familien steigen, Familien fallen. Von morgen ab können Sie probieren, wie Schusters Rappe läuft,“ sagte hämisch Johann, der Bediente, der eben mit der Lampe in das Zimmer trat und die letzten Worte des Knaben gehört hatte.

Oftmals hatte ihn der wilde, ungezogene und grenzenlos verwöhnte Junge gekränkt und unartig behandelt. Nach Art niedriger Naturen rächte er sich nun dafür, trat auf Fritz zu und fuhr schadenfroh fort:

„Ja, jetzt ist's zu Ende mit der ganzen Herrlichkeit! In Zukunft kann der junge Herr sich selber befehlen und anschauen.“

Morgen schon wird alles verkauft! Auch die Villa mit der ganzen feinen Einrichtung kommt an die Reihe! — Von dem unmenshlich großen Reichtum ist kein Pfennig gerettet. Vielleicht muß monsieur Friß gar noch selber dienen gehen. Der Herr Papa hat es nicht mehr dazu, sechs verwöhnte Kinder satt zu machen.“

Sprachlos vor Schreck und Entsetzen starrte Friß den Sprecher an. An der Wahrheit des eben Gehörten konnte er nicht länger zweifeln; auch war er alt und klug genug, die volle Tragweite des traurigen Ereignisses zu begreifen.

Grenzenlose Verzweiflung bemächtigte sich aufs neue des verwöhnten Jungen. Vorläufig aber äußerte sie sich in ohnmächtigen Wutausbrüchen gegen den schadenfrohen Diener. Zornrot im Gesichte, trat er auf Johann zu und schrie:

„Du unverschämter Mensch! — Na, warte nur, wenn Papa heimkommt, will ich ihm von deiner Frechheit erzählen! — Mach gleich, daß du raus kommst.“

„Gemach, gemach, Frißchen, ich gehe schon ganz von selber,“ lachte spöttisch der Bediente. „Ich bin viel zu gebildet, um in einem bankerotten Hause länger zu dienen. Du kannst nun mein: Stelle einnehmen. Denke manchmal an mich. Vielleicht tut die harte Schule des Lebens dir verwöhntem Bengel recht gut.“

Der schadenfrohe Mensch verschwand, und der Knabe sah ihm hoffnungslos, wie im Traume, nach.

Erst als sich die jüngeren Geschwister um ihn drängten und die achtjährige Else weinend fragte:

„Friß, ist es wahr, daß wir nun keine Schokolade und keinen Kuchen mehr zum Frühstück erhalten?“ kam er zur Besinnung und sagte bitter:

„Daran ist gar nicht mehr zu denken. Papa ist bettelarm, und wir müssen froh sein, wenn uns jemand ein Stück trocken Brot gibt.“

„Aber ich mag trocken Brot nicht essen,“ schluchzte das Kind. „Es schmeckt so schlecht, und du sagtest doch erst neulich, es sei nur für Bettelkinder. — Sind wir denn jetzt Bettelkinder?“

„Sind wir denn jetzt Bettelkinder?“ wiederholten weinend die siebenjährige Anna und der fünfjährige Walter und sahen erschrocken auf den großen Bruder, der es sonst unter seiner Würde gehalten hatte, im Kinderzimmer zu erscheinen.

Bei der Frage der Kleinen brach die mühsam hergestellte Fassung des Knaben aufs neue zusammen.

## Reichtum macht nicht glücklich.

„Ja, wir sind Bettelkinder, nichts als Bettelkinder,“ stöhnte er und warf sich laut weinend in die Sofaecke.

Eine Zeitlang hörte man nichts, als das herzbrechende Weinen und Schluchzen der Geschwister. Auch die zweijährigen Zwillinge, Hans und Ernst, die bis dahin still spielend in einer Ecke gesessen hatten, stimmten jetzt pflichtschuldigst ein, und sechsfach hallte der Jammer durch das große Zimmer. —

Niemand kümmerte sich um die armen Kinder, niemand tröstete sie in ihrem bitteren Leide. — Der Vater, Kommerzienrat Peters, war fortgefahren, um einen letzten Versuch zur Rettung zu machen, und die treue Mutter ruhte seit zwei Jahren draußen auf dem stillen Friedhose. Haushälterin, Bonne, Kinderfrau aber, und wie die Mietlinge sonst noch hießen, hatten ihre Pflicht vergessen, saßen im Unterstocke zusammen und besprachen mit großer Wichtigkeit und geheimer Schadenfreude den Bankerott des Millionärs.

Endlich mäsigte sich der laute Schmerz der armen Geschwister.

Zuerst wurden die beiden Kleinen ruhig. Der gute Sandmann war leise hinzugetreten und hatte ihnen seine Körner in die Augen gestreut. Nun lagen sie friedlich schlummernd auf ihrem Spielteppiche.

Die Größeren hatten sich eng aneinandergedrückt und besprachen nach Kinderart mit großem Ernste, was jetzt wohl aus ihnen werden sollte.

„Müssen wir denn wirklich betteln gehen?“ fragte Annchen bekümmert.

„Ich glaub's ganz gewiß,“ antwortete Else ebenso. „Die Kinderfrau sagte, morgen würden unsere guten Kleider und Spielsachen auch verkauft. Wir dürfen nur das „Allernötigste“ behalten. Wenn man aber nur „das Allernötigste“ hat, ist man doch bettelarm.“

„Du, Else,“ sagte Walter, „muß ich mein Wiegenpferd auch hergeben?“

„Natürlich,“ erwiderte die Kleine, „das Wiegenpferd gehört ja nicht zum „Allernötigsten“. — Anna und ich dürfen die großen Gelenkpuppen ebenfalls nicht behalten. Auch dein neuer Sammetkittel und der große Spitzenkragen kommt an die Reihe, sagt die Bonne.“

Der arme, kleine Bursche brach abermals in heiße Tränen aus: Der neue, blaue Sammetkittel und der Spitzenkragen

## Reichtum macht nicht glücklich.

waren sein Stolz und Entzücken gewesen, und sie herzugeben, kam ihm gar zu schrecklich vor.

„Na, Walterchen, weine doch nicht so,“ tröstete Else und schlang ihre Arme um das Brüderchen. „Wenn wir Betteln gehen müssen, können wir keine Sammetkittel mehr brauchen. Anna und ich dürfen ja unsere guten weißen Kleider auch nicht behalten.“

„Aber ich mag nicht Betteln gehen,“ schluchzte Walter, dem diese Gründe nicht einleuchten wollten. „Ich mag nicht Betteln gehen, und ich mag meinen Sammetkittel nicht hergeben.“

„Dummer Junge, du wirst viel gefragt werden,“ rief Fritz voll Bitterkeit. „Bei uns ist es nun mit aller Herrlichkeit aus und vorbei! — Hu, das schreckliche Leben, das jetzt kommt! Von früh bis abends werden wir arbeiten müssen und kaum satt zu essen haben! — Ach, ich wollte, ich wäre tot und brauchte von dem ganzen Elende nichts mehr zu sehen! Wie kann der liebe Gott nur so etwas zulassen!“

„Pfui, Fritz, schäme dich, was sind das für unkindliche und gottlose Reden,“ sagte da plötzlich eine ernste Stimme hinter dem Knaben.

Erschrocken fuhr dieser herum und sah ganz verblüfft auf die kleine, ältliche Dame, die schon geraume Zeit in der Türe stand und das Gespräch der Kinder voll Trauer und Mitleid gehört hatte.

„Pfui, Fritz, du großer Junge solltest doch wissen, daß sich derartige Bemerkungen nicht schicken. — Statt die kleinen Geschwister liebevoll zu trösten, machst du die ganze Gesellschaft rebellisch und heulst selber wie ein Schloßhund.“

„Tante Marie, ach liebe Tante Marie, sei nicht böse,“ schluchzte Fritz und warf sich der Scheltenden ungestüm um den Hals.

„Ich wußte nicht mehr aus, noch ein. Ich bin so sehr, sehr unglücklich!“

„Ach, was für ein dummer Junge bist du,“ sagte Tante Marie halb lachend und wehrte der stürmischen Zärtlichkeit des Neffen. Was faselst du da von unglücklich sein? — Ungezogen bist du, das gebe ich zu, aber nicht unglücklich. Wer noch wie du zwei Väter hat, ist doch gewiß überreich.“

„Zwei Väter?“ stammelte Fritz verwirrt.

„Natürlich zwei Väter,“ bestätigte Tante Marie. „Erstens deinen treuen, irdischen Vater, meinen lieben Bruder Ernst, und

zweitens den himmlischen Vater, den reichen, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde! Und da will solch Kindskopf noch von Armut und Unglück reden!“

„Aber Tante, weißt du denn nicht, daß Papa bankerott gemacht hat?“

„Alles weiß ich. — Doch das ist noch lange kein Grund zum Verzweifeln. Aber sagt einmal, was ist denn das hier für eine Wirtschaft? Ihr sechs Kinder sitzt bei der gefährlichen Petroleumstehlampe allein und heult euch gegenseitig die Ohren voll, und die beiden kränklichen Kleinen liegen schlafend auf dem feuchten Fußboden, statt in ihren Betten? Sind denn Kinderfrau und Bonne schon entlassen?“

„Nein, Tante, sie sitzen alle im Unterstock und sprechen über den „Bankerott“,“ antwortete Friß ergrimmt. Papa ist früh fortgefahren, und wir sitzen schon den ganzen Tag allein. Alle Leute sind mit einem Male schrecklich grob und paßig zu uns.“

„Wir sind jetzt bettelarm, da wollen sie uns nicht mehr bedienen,“ fügte Annchen schüchtern hinzu und schmiegte sich leise an die Tante.

„Ja, alle unsere Sachen werden morgen verkauft,“ bestätigte Else.

„Wir dürfen nur „das Allernotwendigste“ behalten.“

„Auch Walters Wiegenpferd kommt an die Reihe.“

„Aber ich will mein Pferd nicht hergeben, und ich mag nicht betteln gehen,“ schluchzte Walter und begann aufs neue zu weinen.

„Das verhüte Gott,“ sagte die gute Tante ganz erschrocken und zog den kleinen Burschen beruhigend in ihre Arme. Ihr kommt alle mit mir und sollt weder Hunger noch Durst leiden! Ich sehe es schon, ich bin zur rechten Zeit gekommen! Wie es scheint, hat hier im Hause alle Ordnung aufgehört. Na, wartet nur, ihr Pflichtvergessenen, euch werde ich den Marsch blasen!“

Letztere Bemerkung galt Bonne und Kinderfrau, die ihre kleinen Pflegebefohlenen so treulos im Stiche gelassen hatten.

Behutsam nahm Tante Marie die schlafenden Zwillinge vom Boden und brachte sie zu Bette.

Als sie über ihnen den Abendsegen gesprochen hatte, betrachtete sie voll Wehmut und Mitleid die eingefallenen, blassen Gesichter der beiden Brüderchen.

## Reichtum macht nicht glücklich.

„Ihr armen Dinger, euch sieht man's an, daß ihr keine Mutter mehr habt! Aber wartet nur, ich will euch schon gesund pflegen. Friß, du paßt jetzt auf die Geschwister auf,“ wandte sie sich dann an den ältesten Neffen. „Ich gehe nur auf einen Augenblick in den Unterstock, um nach dem Rechten zu sehen und euch Abendbrot zu verschaffen. Erzähle den Kleinen, damit sie ruhig sind, die Geschichte von Moses Rettung.“

„Die kann ich nicht,“ stammelte Friß beschämt.

„Was, du großer Junge kannst die biblischen Geschichten nicht?“ schalt die Tante laut und fuhr dann leise fort:

„Ich hätte es mir denken können! — Ernst war auch immer für die neumodische Erziehung, wonach mit Kindern erst im reiferen Alter von göttlichen Dingen geredet werden soll, damit das kindliche Gemüt ja nicht beschwert werde! Welche Torheit! Als ob nicht gerade die Kinder am besten begriffen, daß sie zu Gott gehören und er zu ihnen! Aber das muß jetzt anders werden! Habe ich die lieben Sechß erst bei mir, dann sollen sie den guten Hirten bezeiten kennen lernen, damit sie wissen, an wen sie sich in Not und Elend zu halten haben.“

Unter diesem Selbstgespräche war die resolute Dame in die Wirtschaftsräume hinuntergestiegen und stand plötzlich vor der entsetzten Dienerschaft.

„Die Gnädige aus Lomnitz!

„Gott steh uns bei! Jetzt gibt's ein Donnerwetter,“ raunte der Kutscher dem Bedienten in das Ohr und wollte sich still beiseite drücken.

Und es kam wirklich ein richtiges Donnerwetter über die Pflichtvergesenen!

Tante Marie war Besitzerin eines Landgutes, das sie selber bewirtschaftete, und verstand daher aus dem Grunde, mit Untergebenen umzugehen.

Sie hielt den Schuldbewußten eine Strafpredigt, daß sie dasaßen wie Butter an der Sonne, und nicht „zip“ zu sagen wagten.

Die Wirkung blieb nicht aus.

Nach kurzer Zeit war die Wirtschaft wieder im rechten Gange, und die Kinder erhielten ihr Abendbrot. Es bestand diesmal nur aus Milch und Brot, und die verwöhnte Schar zog lange Gesichter.



„Tante Marie, gibt's heute keinen Wein mehr und keinen geschabten Schinken?“

„Ei, bewahre, das ist ganz überflüssig. Wenn man noch Brot und Milch zum Sattessen hat, ist man noch lange nicht arm!“

„Nur Brot und Milch? Da gehören wir nun doch wohl zu den Bettelbuben?“

„Warum nicht gar,“ schalt Tante Marie. „Ihr verwöhnte Gesellschaft, ich sehe schon, es war die höchste Zeit, daß euch der liebe Gott den Brotkorb etwas höher hängte! Aber nur still. Wir wollen den Herrn Jesus zu Gäste laden, dann wird euch das Abendbrot schon schmecken.“

Andächtig sprach Frau Günter, so hieß Tante Marie nach ihrem verstorbenen Manne, das Tischgebet und legte nachher den Kindern vor.

Mit herzlichen, freundlichen Worten pries sie den kleinen Leckermäulern das einfache Mahl an, und siehe da, es schmeckte allen prächtig!

Unter fröhlichem Geplauder wurden Milch und Brot genossen, und den armen Kindern, die seit Jahren die Liebe und Fürsorge der Mutter entbehrt hatten, war so wohl zumute wie lange nicht.

Unter Tante Mariens Schutze kamen sie sich sicher geborgen vor, und die Zukunft erschien ihnen mit einem Male nicht mehr so schrecklich.

„Ach, liebe Tante Marie, wie freue ich mich, auf das Land zu kommen,“ rief Annchen, die nach echter Kinderart schnell den vorigen Kummer vergessen hatte und nun in Gedanken an Hühner, Gänse, Lämmer und dergleichen Spielgenossen schwelgte.

„Ja, auf dem Lande ist es sehr schön,“ bestätigte Frau Günter. „Es wird euch schon gefallen! Paßt nur auf, wie wir alle, groß und klein, zusammen arbeiten wollen.“

„Arbeiten?“ fragte Fritz gedehnt.

Er war bis dahin ein Faulpelz im schönsten Sinne des Wortes gewesen, und Arbeit schien ihm der Inbegriff aller Schrecken.

„Arbeiten sollen wir? Das ist ja schrecklich! — Ich mag nicht arbeiten. Nur die gewöhnlichen Leute arbeiten!“

„Dummer Junge,“ rief Tante Marie ärgerlich, „ich möchte nur wissen, wer dir all diese verrückten Ansichten beigebracht

hat! Arbeit ist die Würze des Lebens! Jeder tüchtige, vernünftige Mensch arbeitet gern. Glaubst du vielleicht, der liebe Gott habe uns zum Faulenzen geschaffen? Mit nichten! „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen,“ befiehlt der Herr. Selbst unser lieber Kaiser arbeitet schon von früh an. Und gar erst der Herr aller Herren, der treue Gott, ruht weder Tag noch Nacht. — Auch die lieben Engel gehen niemals müßig. Wenn z. B. so ein unfolgsamer und ungezogener Junge verbotenerweise auf den morschen Birnbaum klettert, und der Ast will brechen, oder Walterchen steigt aufs offene Fenster und beugt sich weit auf die Straße hinaus, dann müssen flugs die lieben Engel herbei und die Unvorsichtigen schützen. Und wenn ich nun von dir reden soll, so muß ich dir sagen, daß ich mir ein Leben ohne Arbeit gar nicht denken kann! Ich arbeite von früh bis spät, und tue es gern. Nur am lieben Sonntag wird geruht, denn am Tage des Herrn darf beileibe niemand werken! Ihr sollt mal sehen, wie schön solch Sonntag auf dem Lande ist, und wie wohl die süße Ruhe nach der Wochenarbeit tut.“

Fritz sah beschämt und verlegen zu Boden, und Tante Marie, die wußte, daß der Junge von Herzen gut und nur durch die vernachlässigte Erziehung — der vielbeschäftigte Vater konnte sich wenig um seine Kinder bekümmern — so faul und ungezogen geworden war, sagte tröstend:

„Laß nur gut sein, Fritzchen. Du wirst in Lomnitz schon lernen, an der Arbeit deine Freude zu haben. Mit Gottes Hilfe bringe ich euch alle da draußen leiblich und geistig zurecht.“

Dankbar sah der Knabe auf die gute Tante, und ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit und Güte zog in sein Herz. —

\* \* \*

Nach dem Abendbrote versammelte Frau Günter die kleine Schar noch ein Stündchen um sich und erzählte ihnen von der neuen Heimat, von der alle gar nicht genug hören konnten.

Bis ins kleinste fragten sie, wie es in Lomnitz aussähe, und Walter, der ein besonderes kleines Leckermäuschen war, wollte wissen, ob es bei Tante Marie nicht wenigstens am Sonntage süßen Ungarwein gäbe, wie er ihn bisher alltäg-lich dreimal zur Stärkung erhalten habe.

„Nein, mein Junge, von Ungarwein ist keine Rede,“ lachte Frau Günter. „Das Wasser vom Gesundbrunnen tut es auch. Kinder brauchen nur in den seltensten Fällen Wein zur Stärkung. Paß nur auf, wie schön dir das frische, süße Quellwasser schmecken wird, wenn du Durst hast. Mein Gesundbrunnen ist weit und breit berühmt. Ich hoffe, er soll auch euch rote Backen, Frohsinn und Zufriedenheit geben.“ —

„Hast du wirklich ein heilkräftiges Wasser auf Lomnitz?“ fragte neugierig der kluge Fritz.

„Das will ich meinen,“ antwortete Tante Marie, „und es knüpft sich sogar eine sehr hübsche Sage an die Entstehung dieses Brunnens. Gebt acht, ich will sie euch erzählen, damit ihr beizeiten mein Wasser schätzen lernt.“

Erwartungsvoll drängten sich die Kinder um Frau Günter, und diese begann:

„Vor langen, langen Jahren lebte in Lomnitz auf dem Hofgute eine arme Witwe, die sich und ihre acht Kinder kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährte. Da Frau Rode fromm und gottesfürchtig war, fehlte es ihr auch nicht an dem Segen des Herrn, und eine Zeitlang ging alles gut. Die ältesten Söhne und Töchter wuchsen kräftig heran und begannen die Mutter schon frühzeitig zu unterstützen. Nur die beiden Kleinen, ein Zwillingbrüderpaar, blieben zurück und wollten gar nicht das Laufen erlernen.

„Zuerst hatte die vielbeschäftigte Mutter darüber kein Arg. Als aber Peter und Paul zwei Jahre alt wurden und die Beinchen immer noch nicht zum Stehen gebrauchen konnten, entdeckte die arme Mutter mit Schrecken, daß ihre Lieblinge schwer krank seien.

„Eiligst packte sie die kleinen Burschen in den Kinderwagen

und fuhr sie mit des ältesten Sohnes Beihilfe zu einem berühmten Arzte in die ferne Stadt.

„Der freundliche Mann untersuchte Peter und Paul genau und schüttelte dann bedenklich mit dem Kopfe.

„Gute Frau, hier können nur die Bäder von W. helfen.“

„Die arme Mutter seufzte: „Lieber Gott, wie soll ich das fertig bringen! W. ist an hundert Meilen entfernt, und ich habe nicht Geld für eine Meile!“

„Traurig kam sie mit den kranken Kindern wieder im Heimatsdorfe an.

„Wie gern hätte sie jedes Opfer gebracht, um den Zwillingen die Gesundheit zu verschaffen! Aber diese kostspielige Reise zu ermöglichen, lag ganz außer ihrer Macht. Vergebens versuchte sie, das Geld zu leihen. Niemand wollte der armen Witwe borgen, die keine Sicherheit bieten konnte!

„Da endlich, in ihrer großen Not und Verzweiflung, fiel der Bedrängten ein, welchen allmächtigen Helfer sie im Himmel habe.

„Inmitten ihrer Kinder kniete sie nieder und betete inbrünstig:

„Du lieber Gott und Heiland, da du meine Armut kennst und weißt, daß es mir unmöglich ist, meine kranken Kinder nach W. in das Bad zu bringen, so bitte ich dich herzlich, du wollest die Quelle auf meinem Hofe zum Gesundbrunnen machen und durch ihren Gebrauch die Kleinen genesen lassen. Ich weiß und glaube fest, daß du Macht hast, durch dies oder jenes Wasser zu helfen, und so bitte ich dich denn herzlich, meinen armen Jungen die Bäder auf dem Hofraum zur Genesung zu segnen.“

„Getröstet und gestärkt stand die fromme Mutter auf und machte sich alsbald daran, den Zwillingen das erste Bad zu bereiten. Eine wunderbare Zuversicht war über sie gekommen. Sie hatte die feste Überzeugung, daß Gott durch das einfache Quellwasser an den Kranken ein Wunder tun würde.

„Und der hilfreiche Heiland ließ den Glauben der treuen Mutter nicht zu Schanden werden. Von Tag zu Tag erstarkten die Kinder beim Gebrauch der Bäder; und endlich waren Peter und Paul so kräftig und gesund, wie andere Jungen.

„Von Herzensgrunde pries und lobte Frau Rode den Herrn für solche Barmherzigkeit.

„Die Nachbarn aber kamen aus dem Verwundern und Erstaunen gar nicht heraus, denn das Wasser behielt seine Heil-

kraft auch fernerhin, und noch manch krankes Kindlein badete und trank sich in und an ihm gesund.

„Seit der Zeit heißt der Brunnen in Lomniß der „Gesundbrunnen“, und ich behaupte, noch heutigen Tages übt er seine Wirkung aus. So rein und klar ist kein anderes Wasser, und so süß, erfrischend und belebend schmeckt kein anderer Trank.“

„Aber nun zu Bett, ihr Lieben. Morgen ist auch noch ein Tag, an dem ihr, will's Gott, schon den Lomnißer Gesundbrunnen probieren sollt.“

„Ach, liebe, einzige Tante Marie, wie schön war das, und wie gut bist du,“ riefen die Kinder durcheinander und liebkosten Frau Günter stürmisch.

„Und ich will mich bemühen, dir recht viel Freude zu machen,“ fügte Friß leise hinzu und küßte ihre Hand.

In den Augen der resoluten Dame standen Tränen. Herzlich erwiderte sie die Zärtlichkeiten der Kinder und sagte noch einmal:

„Gott sei Dank, ich bin zur rechten Zeit gekommen.“

Eine Stunde darauf schliefen die Geschwister sanft und ruhig zum letzten Male in der alten Heimat.

\* \* \*

Tante aber saß jetzt bei ihrem Bruder, dem Kommerzienrat Peters, der eben von seiner erfolglosen Reise zurückgekehrt war, und ließ sich von dem gebeugten Manne die Geschichte seines Unglücks erzählen.

Als sie alles wußte, sagte sie tröstend:

„Gräme dich nicht allzu sehr, Ernst. Du weißt doch noch: „Ohne Gottes Willen fällt kein Haar von unserem Haupte.“ Wer weiß, wozu dieser Bankerott gut ist! Da deine Ehre durch den Verkauf sämtlichen beweglichen und unbeweglichen Mobiliars gerettet wird, sehe ich den Verlust deines Vermögens nicht als das schwerste Unglück an. Für deine Kinder ist es jedenfalls sehr gut, wenn sie beizeiten einsehen lernen, daß wir nicht allein auf der Welt sind, um zu genießen. Ich bin ganz erschrocken über die Lebensanschauungen, die Friß vorhin entwickelte.“

„Ja, die Kinder sind verwöhnt und verzogen,“ seufzte der Kommerzienrat. „Ich konnte mich wenig um ihre Erziehung kümmern.“

„Die auch insolgedessen in der Hauptsache ganz vernachlässigt ist,“ stimmte Frau Günter bei. „Selbst körperlich sind sie, besonders Hans und Ernst, so wenig gepflegt, daß es eine Schande ist.“

„Was wollte ich tun?“ entschuldigte sich Peters. „Meinen armen Lieblingen fehlt eben die Mutter. Dienstpersonal war bis jetzt in Menge da. Ich habe nicht gespart, wo es das Wohl meiner Kinder galt. Wie es aber nun werden soll, wo mir alle Mittel genommen sind, weiß ich nicht.“

Tante Marie sah mitleidig auf den bekümmerten Mann.

„Ernst, lieber Bruder, ich will dir einen Vorschlag machen:

„Ich packe morgen in aller Frühe die Kinder auf und nehme sie mit mir nach Lomnitz. Dort, im märkischen Sande, bei Kiefernduft und frischem Quellwasser, werden sie bald an Leib und Seele gesunden.“

„Marie, gute Seele, das wolltest du in Wahrheit tun?“ rief der Kaufmann erstaunt und erfreut. „Ach, dann wäre mir ein Stein vom Herzen! Aber hast du auch bedacht, welche Last du dir auf deine alten Tage aufladest? Sechs verwahrloste Kinder zu erziehen, ist keine Kleinigkeit. Außerdem kann ich dir leider vorläufig nicht das geringste zur Beisteuer für Bonne oder Fräulein geben.“

„Ist auch gar nicht nötig,“ lachte die Tante. „Ich habe schon so viel Kälber, Lämmer, Gössele und Küken großgezogen, daß ich mich getraue, mit Gottes Hilfe auch mit deinen Kindern fertig zu werden. Nur mußt du mir gestatten, sie nach der Weise unseres Elternhauses in Gottesfurcht, Arbeit und Einfachheit zu erziehen.“

„Mit tausend Freuden, Marie. Mache, was du willst. Vielen Dank für deine Liebe und Aufopferung. Will's Gott, ist es mir später vergönnt, dir zu vergelten.“

„Mach' keine Redensarten, Ernst. Was ich tue, das tue ich auch gern. Ich freue mich schon auf das frische, fröhliche Leben mit der lieben Schar.“

„Und nun bitte ich dich, mir zu erlauben, daß ich alle überflüssigen Putz- und Kleidungsstücke der Kinder zum Verkaufe auflegen darf. — Ich nehme nur die nötigsten und einfachsten Sachen nach Lomnitz mit. Spitzenkleider sind im märkischen

Sande nicht zu brauchen. Ein bequemer Kittel tut bessere Dienste. Ich habe neulich so schöne, buntgestreifte Dauerleinwand wirken lassen. Davon werde ich die Kinder einkleiden. Du sollst sehen, wie wohl sie sich in den einfachen Röckchen fühlen werden. Auch die teuren Nußbaumbettstellen mit den Federmatrazen und seidenen Steppdecken kannst du ruhig verkaufen und einen schönen Groschen daraus lösen. Ich habe schon für Ersatz gesorgt: Sechs neue Dreßsäcke, mit schöner frischer Haferspreu gefüllt, und dazu einfache warme Wolldecken sind zur Aufnahme der kleinen Schlafgäste bereit.“

„Du treue Seele,“ sagte Peters gerührt und drückte herzlich die Hand der Schwester. „Seitdem du da bist, sehe ich alles mit andern Augen an. Deine fröhliche Zuversicht hat mich angesteckt, und ich will nun glauben, daß der Herr dieses Unglück zu unserm Besten geschickt hat.“

„Ja, Ernst, das kannst du getrost glauben,“ rief Tante Marie innig: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“

\* \* \*

Am andern Morgen führte Frau Günter in aller Frühe ihren Entschluß aus.

Kaum waren die Kinder munter und angezogen, da saßen sie auch schon warm und weich verpackt in Tante Mariens großer, altertümlicher Kutsche und fuhren in den herrlichen Frühlingsmorgen hinein.

War das eine Lust!

Die vier Großen sangen und jubelten um die Wette, und die stillen, schüchternen Zwillinge begannen unter der guten Tante freundlichen Blicken niedlich zu zappeln und zu spielen.

Fritz thronte neben dem alten Kutscher Friedrich und versuchte ihm durch Bitten und Schmeicheln die Zügel abzunehmen.

„Nä, min Söhn, mine Pärð sin to fürig.“

Ärgerlich wandte sich Fritz ab und brummte leise:

„Na, wenn die alten Kracken feurig sind! — Und was dem dummen Kerl einfällt, mich „mein Sohn“ zu nennen. Für ihn bin ich der junge gnädige Herr.“

„Mein, für ihn bist du ein einfältiger Junge und Habichts,“ sagte Tante Marie, die sehr gute Ohren hatte, empört. „Fritz, Fritz, du bist ja ein Hochmutsnarr erster Güte! Hat dich denn die gestrige Erfahrung noch nicht demütiger und klüger gemacht? Ich merke schon, mit dir muß man von Zeit zu Zeit

ein ernstes Wort reden, damit du immer daran erinnerst wirst, daß du nicht mehr der Sohn eines Millionärs bist. Aber selbst, wenn du es noch wärest, hättest du kein Recht, alte, treue und verständige Dienstboten in dieser nichtachtenden und respektlosen Weise zu behandeln. Mein guter Friedrich war der Jugendgenosse und Spielkamerad meines lieben, seligen Mannes. Er hat ihn späterhin auch in den großen Krieg nach Frankreich begleitet, und nach der mörderischen Schlacht bei Gravelotte hat der treue Bursche seinen zum Tode verwundeten Hauptmann auf seinen Armen aus dem Getümmel getragen. Nie werde ich ihm diesen Liebesdienst vergessen! Ich verlange von dir, daß du den braven Alten freundlich und zuvorkommend behandelst. Zu befehlen hast du ihm gar nichts, denn Kinder stehen nicht höher als Dienstleute. Schon die Heilige Schrift sagt: So lange der Erbe ein Kind ist, ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied.“

Bei dieser Gelegenheit will ich dir erzählen, wie einst deine Großtante meine Cousine und Manneschwester Marie, die so ähnlich dachte, wie du, eines Besseren belehrt und auf den rechten Weg gebracht hat:

„Tante Anna, die Gattin eines reichen Kaufmannes in einer größeren Handelsstadt, war eine überaus kluge und sehr verständige Mutter. Trotzdem ihr Vermögen es ihr gestattet hätte, sich allerlei Bequemlichkeiten zu erlauben, erzog sie doch ihre Kinder ganz einfach und in wahrhaft christlicher Weise.

„Da die Geschäfte ihres Mannes es mit sich brachten, daß er wochen- und monatelang zur See auf Reisen war, versah sie in seiner Abwesenheit die Stelle des gottgeordneten Hauspriesters. Regelmäßig jeden Morgen und Abend versammelte sie Kinder und Gesinde um sich, las eine biblische Betrachtung vor und sang und betete mit ihnen.

„Die zahlreichen Lehrlinge und Mägde betrachtete sie ganz als zur Familie gehörig, behandelte sie liebevoll, wie eine rechte Mutter, und warnte und ermahnte sie auch, wenn es darauf ankam, gerade so wie eine solche. Vor allem duldete sie niemals, daß ihre eigenen Söhne und Töchter sich gegen die Dienstboten ungezogen oder naseweis betrugten. Von frühester Jugend an wurden sie daran gewöhnt, für einen erwiesenen Dienst höflich zu danken und um eine Gefälligkeit bescheiden zu bitten.

„Sehr betrübt und ungehalten war sie daher, als sie einst gerade dazu kam, wie eine ihrer Töchter, die zehnjährige Marie, das Stubenmädchen hart anließ und dann im hochmütigsten Tone sagte:



„Was denkst du dir denn eigentlich? Ich hätte dir nichts zu befehlen? Soll ich vielleicht bitten, daß du nun endlich so gut bist und mir die Haare kämmt? Das könnte mir fehlen! Ha, ha! Vergiß nur ja nicht, daß du die Magd bist und wer ich bin!“

„Wer du bist?“ unterbrach hier die strenge Stimme der Mutter die erschrockene kleine Sünderin. „Ein unnützes, kleines Mädchen bist du, das nur darum bedient wird, weil es sich noch nicht in allen Dingen selber helfen kann. Zu befehlen hast du Karoline ganz und gar nichts, denn sie steht nur in meinem Dienst, nicht aber in dem eines unmündigen Kindes. Zur Strafe für dein ungebührliches Betragen sollst du dich von jetzt an ohne jede Hilfe an- und auskleiden. Außerdem wirst du, wenn ich mit deinen Geschwistern am Nachmittage einen Ausflug in den Wald unternehme, zu Hause bleiben und eine Strafarbeit anfertigen.“

„Marie brach in Tränen aus und bat die Mutter stürmisch, sie nicht so hart zu strafen.

„Aber Frau M. blieb fest. Sie wußte, daß ein Nachgeben ihr und ihrem Kinde geschadet hätte.

„Als sie am Abend aus dem Wald zurückkam, nahm sie sich die kleine Hoffärtige noch einmal vor und redete ihr lieb- reich ins Gewissen.

„Sieh, mein Kind,“ sagte sie unter anderem, „Gott hat zwar den Unterschied der Stände geordnet, aber in seinen Augen sind trotzdem alle Menschen gleich, und er will, daß sie sich gegenseitig mit Liebe und Achtung behandeln. Kinder vor allem dürfen darum niemals gegen Untergebene hochmütig und ungezogen sein, denn sie stehen nicht höher als diese. Hat uns Gott aus Gnaden auf einen bevorzugten Platz gestellt, so gibt uns dies noch lange kein Recht, gegen weniger Begünstigte hoffärtig und unchristlich zu behandeln. Ich meinestills achte darum auch jeden rechtschaffenen Dienst- boten ebenso hoch, wie einen Minister. Ich hoffe nun, du wirst mich in Zukunft nicht mehr in dieser Weise betrüben, sondern stets daran denken, wie dir zumute sein würde, wenn du an Karolinens Stelle wärest: dir sauer mit deiner Hände Arbeit dein Brot verdienen müßtest, und die Kinder deiner Herrschaft behandelten dich obendrein lieb- los und hoffärtig.“

„Marie, die nicht boshaft, sondern nur kindlich ungezogen war, begann abermals zu weinen, aber diesmal in aufrichtiger Reue.

„Vergib mir, liebe Mutter; ich will es gewiß nie wieder tun.“

„Frau M. schloß die Kleine in ihre Arme.

„So ist es recht, mein Kind; nun gehe und bitte auch der guten Karoline ab! Du bist ihr diese Genugthuung schuldig schon aus dem Grunde, weil sie dich in deiner letzten, langen Krankheit mit außerordentlicher Treue und Geduld gepflegt hat.“

„Marie nickte beschämt. Wie konnte sie nur vergessen, wie liebevoll Karoline ihr in jenen schweren Wochen begegnet war!

„Liebe Karoline, sei nicht mehr böse!“ bat sie gleich darauf das beleidigte Mädchen. „Es tut mir herzlich leid, daß ich so häßlich zu dir war.“

„Die gutmütige Person schloß das abbittende Kind zärtlich in ihre Arme, und mit erleichtertem Herzen eilte Marie zur Mutter zurück.

„Von Stund an war sie gegen alle Dienstboten höflich und bescheiden, und die erfreute Mutter fand nie wieder Veranlassung, ihr über ihr Verhalten ihnen gegenüber Vorwürfe zu machen.

„Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.“ (Cob. 4, 14.)

Frau Günter schwieg, und Fritz sah beschämt zu Boden.

„Verzeih, Tante Marie, ich dachte, — — ich will — —.“ Er kam nicht weiter.

Auch die beiden ältesten Mädchen, Anna und Else, rückten verlegen auf ihren Sitzen hin und her. Sie fühlten sich nicht minder getroffen, als der große Bruder.

Wie oft hatte das Kinderfräulein über ihre Ungezogenheiten geweint; und wie oft hatten sie triumphierend gelacht, wenn der Vater auf ihre Anklage die Untergebenen ausschalt!

Die kluge Tante merkte bald, daß auch bei den kleinen Nichten das Gewissen sich regte, und sie freute sich im Stillen, daß ihr so zur rechten Zeit die alte Geschichte von ihrer Cousine eingefallen war.

Vorläufig aber gab sie den Geschwistern keine Lehren mehr, sondern sagte liebevoll:

„Ei, ich glaube, wir sind bald daheim. — Wird sich die Mine freuen! — Und was für eine schöne Milchsuppe mag uns die Gute gekocht haben! Gelt, das wird schmecken, ihr Leckermäulchen!“

\* \* \*

Unterdessen war der Wagen mit seinem reichen Inhalt in der neuen Heimat der Geschwister angelangt.

Vor dem hübschen, einfachen Hause stand schon wartend ein freundliches, sauberes Bauernmädchen und begrüßte mit frohem Lachen die kleine Schar.

„Da, Mine, nimm, lauter junge Stadtkükel, die wir zusammen nach rechter Art großziehen wollen,“ scherzte Frau Günter.



„Dat's all recht, 'näg Frau,“ lachte Mine und betrachtete die blassen Zwillinge mit mitleidigen Blicken.

Währenddessen gingen die vier Ältesten im Hofe auf Entdeckungsreisen aus.

„Der Brunnen, da ist der Gesundbrunnen!“ schrien sie fröhlich und eilten auf eine Ecke zu, wo am Gartenzaun neben Fliederbüschen und Stockrosen (Malven) eine große Pumpe mit dickem Holzrohre stand.

„Tante, liebe Tante, dürfen wir trinken?“

„Gewiß, gewiß,“ nickte Tante Marie freundlich und sah mit Befriedigung, mit welchem Wohlbehagen die Kinder das klare Wasser schlürften.

„Nicht wahr, das schmeckt? Gesegne es euch Gott.“

„Solch Wasser tranken wir noch nie,“ sagte Else eifrig.

„Tantchen, ich glaube ganz gewiß, hier stecken besondere Kräfte drin.“

„Ja, mein Liebling, das glaube ich auch,“ lachte Frau Günter. „Ich freue mich herzlich, daß ihr diese Kräfte nun erproben könnt. Aber seht, dort kommt Mine mit den großen neuen Gartenschürzen, die binden wir über eure guten Kleidchen, bis die bunten Leinenkittel fertig sind. Heut dürft ihr noch den ganzen Tag in Hof und Garten spielen, morgen geht dann die Arbeit los.“

Fritz erschrak abermals bei Erwähnung der Arbeit, aber er ließ wenigstens die Tante nichts davon merken und spielte mit den Geschwistern lustig umher. Als er am Abend todmüde sein Lager aufsuchte, vermißte er vorläufig das gewohnte feine Bett wenig. Kaum hatte die Tante mit ihm gebetet, da schlief er sanft und fest mit den Kleinen um die Wette.

Frau Günter war glücklich, daß sich die Kinder in ihrem Hause so bald eingelebt hatten und augenscheinlich auch wohl fühlten. Sie dachte, es sei doch viel leichter gewesen, als sie zuerst geglaubt habe, die verwöhnten und verzogenen Kleinen an Einfachheit und Ordnung zu gewöhnen.

Doch bald sah sie ein, daß sie zu früh triumphiert hatte. —

Als nach einigen Tagen der Reiz der Neuheit verschwunden war, begannen die Geschwister Vergleiche zwischen sonst und jetzt anzustellen, und die alte Heimat mit ihren vielen Bequemlichkeiten erschien ihnen in immer hellerem Lichte. Sie mäkelten an diesem und jenem, bezeigten laut ihre Unzufriedenheit und machten der armen Tante und ihrer getreuen Helferin Mine die Köpfe heiß.

Hätte Tante Marie nicht so viel Liebe, Geduld und Gottvertrauen besessen, so hätte sie die verwöhnte Schar wahrscheinlich baldigst wieder aufgepackt und aus ihrem sonst so friedlichen und ruhigen Heim entfernt.

Aber Frau Günters Langmut war unerschöpflich, und sie warf nicht gleich die Büchse ins Korn.

„Was jahrelange, falsche Erziehung verdorben hat, kann ich nicht in wenigen Wochen gutmachen,“ dachte sie voll Liebe und Nachsicht, und versuchte unermüdllich in Güte und Strenge, die Geschwister auf den rechten Weg zu bringen.

Mit Schrecken und Trauer bemerkte sie dabei, was für Ungezogenheiten und Untugenden die vernachlässigten Kinder zeigten.

Daß sie alle durch die Bank anspruchsvoll und namenlos verwöhnt waren, wunderte sie schon längst nicht mehr. Daß sie aber auch, selbst die sanfte Else nicht ausgeschlossen, boshaft und grausam sein konnten, entsetzte und empörte sie namenlos. Durch wen in aller Welt hatten die Kinder diese Scheußlichkeiten gelernt!

Mit offenbarem Vergnügen riß Fritz Maikäsern, Spinnen und anderm Gewürm Beine und Flügel aus, und Else und Anna lachten dazu und freuten sich über die Qualen des armen, hilflosen Geschöpfes. Selbst der kleine Walter vierteilte jede Fliege, deren er habhaft werden konnte.

Als Frau Günter hinter dies Treiben kam, war sie zuerst sprachlos und dann empört; und zum ersten Male fühlten die ungezogenen Geschwister ihre strafende Hand: die Schläge mit der biegsamen Birkenrute regneten nur so auf Hände und Schultern der Missetäter.

Am Abend darauf nahm sie sich die Reuigen nochmals vor und erzählte ihnen zur Warnung folgende wahre Geschichte:

„Anton Steiner, der Sohn rechtlicher Eltern, war in seiner Jugend von schlechten Genossen zur Tierquälerei verführt worden und hatte bald in der fürchterlichsten Grausamkeit gegen die unvernünftige Kreatur Gottes nirgends seinesgleichen.

„Er fing Sperlinge, Schwalben, Lerchen und andere Vögel, nagelte sie lebendig an die Türen, stach ihnen die Augen aus und ließ sie dann verhungern. Wo er einer Katze oder eines Hundes habhaft werden konnte, verbrühte er sie mit siedendem Wasser, hackte ihnen die Ohren, Füße und Schwänze ab und weidete sich mit wahrhaft teuflischer Lust an den Todesqualen der bedauernswerten Geschöpfe.

„Umsonst versuchten die bekümmerten Eltern, den mißratenen Sohn durch liebevolle Vorstellungen und harte Strafen von seinem bösen Wege abzubringen. Anton lachte über die Ermahnungen und vergaß die Strafen. Selbst die ernststen Warnungen des Ortsgeistlichen blieben vergeblich, und der boshafte Knabe wurde noch zum grausamen Jüngling.

„An einem Frühlingstage kam der Pastor gerade dazu, als der gottlose Bube einer eben gefangenen Lerche beide Beinchen abknickte.

„Pfui über dich, du schlechter Mensch! Denkst du denn gar nicht mehr an Gott und sein Gebot: Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes? Fürchtest du dich nicht, daß der Allmächtige die von dir an seinen unvernünftigen Geschöpfen verübte Grau-

Sanftheit fürchtbar strafen kann? Und wenn dir schon die Schmerzer der armen Tiere gleichgültig sind, so denke doch wenigstens an dich selber und deine eigene Seligkeit, denn Gott läßt sich nicht spotten; und niemals wird ein unbußfertiger Tierquäler in das Himmelreich eingehen.“

„Anton lachte höhnisch.

„Ach was, darum kümmere ich mich nicht. Wer weiß, ob es überhaupt wahr ist; und an der Schinderei habe ich nun einmal meinen Hauptspaß.“

„Ein Schauer durchfuhr den Geistlichen bei dieser gottlosen Rede. Noch einmal hob er warnend die Hand:

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, so gewiß wird dich sein Gericht schon hier auf Erden treffen! Und wenn der Tag kommt, wo du an deinem eigenen Leibe alle Qualen empfinden mußt, die du einst den unschuldigen Tieren zufügest, dann denke an mich und diese Stunde! Dann siehe zu, wie solch „Vergnügen“ tut!“

„Der Jüngling schüttelte ungerührt und spöttisch den Kopf: „Daß ich ein Narr wäre und mich ins Bockshorn jagen ließe! Ich gehöre zu den Aufgeklärten.“

„Da ging der Geistliche traurig von dannen und überließ den Spötter seinem Schicksale.

„Mit Anton wurde es nun noch schlimmer, als vorher, und selbst die Menschen konnten sich seiner beispiellosen Roheit oftmals nicht erwehren. — Einen Jugendfreund, der ihm über sein Verhalten Vorstellungen machte, zerschlug er in seiner Wut mit einem Hammer derart, daß der arme Mensch wochenlang zum Tode darniederlag. Natürlich sollte der nichtsnutzige Bube nun gefänglich eingezogen werden, aber als die Häfcher kamen, war er über die Grenze ins Nachbarländchen entwichen und ließ sich dort unter die Soldaten stecken.

„Nun konnte ihm kein Mensch mehr etwas anhaben, und das wilde und zügellose Soldatenleben jener Zeit gefiel ihm über alle Maßen. Mit Hohnlachen nur gedachte er der Warnung des treuen Seelsorgers, und mit einem Leichtsinne ohnegleichen ging er in die Schlacht. Während die Lippen vieler Kameraden von einem Gebetsworte bewegt wurden, lachte und fluchte er lästerlich. Aber: „Irrt euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten!“

„Gleich die erste Kanonenkugel zerschmetterte dem Freuler beide Beine, und in den fürchterlichsten Qualen krümmte sich der Tierquäler am Erdboden. Vor wahnsinnigen Schmerzen schrie und brüllte er so laut, daß es weithin über das Schlacht-

feld gellte. — Aber keine Hilfe nahte; man hatte anderes zu tun. Erst nach Stunden, als die Schlacht entschieden war, naheten sich zwei Feldscherer dem Stöhnenden und untersuchten seine Verwundung.

„Beide Beine müssen sofort bis zum Leibe abgenommen werden, wenn er nicht noch in dieser Nacht am Brande sterben soll,“ sagte der eine zum andern und breitete dabei die zu der Operation nötigen Instrumente vor den Augen des Unglücklichen aus. Da schrie Anton laut auf:

„Gott, Gott, du lebst und bist gerecht! Wie vielen Tieren habe ich die Füße abgehackt, und jetzt wird mir das gleiche Los zuteil; ach, meine Sünden, meine Sünden sind schuld an diesen Höllenqualen!“

„Mit Entsetzen vernahmen die Feldscherer diese Worte.

„Wahrlich, es gibt einen Gott, einen gerechten Gott,“ murmelte der Alte erschüttert und begann dann mit seinem Gefährten das schreckliche Werk.

„Und abermals schrie und brüllte Anton wie ein Tier unter dem Messer der Ärzte. Da es zu jener Zeit noch kein schmerzstillendes Mittel, wie Chloroform usw. gab, wurde ihm keine Qual erspart, und unter fast höllischer Pein gedachte er jetzt der Drohung des alten Geistlichen.

„Ja, Gott läßt sich nicht spotten!“ schrie er verzweifelt und empfand dabei nicht mit „Vergnügen“ alle die Grausamkeiten, die er einst der unvernünftigen Kreatur zugefügt hatte.

„Als endlich, nach langen, qualvollen Wochen, die furchtbaren Wunden geheilt waren, war er ein elender Krüppel, dem nicht einmal Stelzfüße angeschnallt werden konnten. Man setzte ihn auf einen niedrigen Karren, und ein anderer alter Soldat führte ihn bettelnd von Ort zu Ort.

„Noch zehn lange Jahre lebte er in diesem jammervollen Zustande, und fast nie verließen ihn die Schmerzen in den Beinstumpfen. Unter heißen Tränen erzählte er jedem, der ihn darum fragte, seine traurige Geschichte und ermahnte dabei stets die Kinder, sich an ihm ein Beispiel zu nehmen und niemals Tiere zu necken oder zu quälen.

„Habet allezeit Gott vor Augen und im Herzen, dann werdet ihr vor solchem Unglück bewahrt bleiben,“ schloß er seufzend und sah dabei mit den vom vielen Weinen beinahe blind gewordenen Augen auf die Kinder-schar, die seinen Karren umgab. —

Reichtum macht nicht glücklich.

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig!“ Sprüche Sal. 12, 10.

„Wen eines Tieres Qual erfreut,  
Der wird, das kann nicht fehlen,  
Kalt und gefühllos mit der Zeit  
Gewiß auch Menschen quälen.  
Wer frech ein Mitgeschöpf betrübt,  
Und Härte und Grausamkeit verübt,  
Den kann auch Gott nicht lieben!“

Lautes Weinen unterbrach hier die traurige Erzählung der Tante, und wie auf Verabredung stürzten Fritz, Else, Anna und Walter auf sie zu.

„Tante Marie, ach liebe, gute Tante Marie, sei doch nur nicht mehr böse! Wir wollen es auch ganz gewiß nicht wieder tun! Es tut uns ja so sehr, sehr leid. Ach, bitte, bitte, verzeihe uns doch.“

Und die gute Tante verzieh und drückte ihre Lieblinge ans Herz.

„Gott helfe euch, eure guten Vorsätze auszuführen.“ — —

\* \* \*

Nun begann ein schönes, zufriedenes Leben in Lomnitz. Arbeit und Erholung wechselten miteinander ab, und die Geschwister gewöhnten sich immer mehr an Ordnung und Tätigkeit. Hin und wieder kamen freilich noch Rückfälle in die alten Untugenden, aber Frau Günter ließ den Mut nicht sinken. Mit unermüdlicher Nachsicht und weiser Strenge fuhr sie fort, die ihr anvertrauten Kleinen in Gottesfurcht und Einfachheit zu erziehen.

Und endlich krönte sichtbarer Erfolg ihre Bemühungen. Die Geschwister wurden zusehends artiger und bescheidener, und die kleinen Mädchen zeigten bald Lust und Liebe bei den anvertrauten Arbeiten. Zuverlässig und sorgfältig hütete Else, wenn Mine keine Zeit hatte, die Zwillingsbrüder, während Anna und Walter auf die Eiersuche gingen. Tante Marias Hühner hatten nämlich die üble Gewohnheit, ihre Eier mit großer Schlaueit im ganzen Gehöfte zu verstecken; und da für die vielbeschäftigten großen Leute das Suchen zu zeitraubend war, erhielten Anna und Walter dies Amt.



Mit viel Lust und Eifer gingen beide an ihr wichtiges Geschäft, und es war jedesmal ein großer Jubel, wenn sie ein ganzes Nest voll Eier entdeckten. — —

Auch Friß konnte auf die Dauer diesem segensreichen Einflusse nicht widerstehen. Aus dem trägen, hochmütigen „jungen Herrn“ wurde allgemach ein bescheidener, fleißiger Junge, dem nur noch selten seine Herrschsucht zu schaffen machte. Aber auch diese Untugend legte er mit der Zeit ab. Es war doch zu ärgerlich und beschämend, wenn der alte Friedrich auf des Jungen barschen Zuruf:



„Alter, gleich hol' mir die Gießkanne!“ trocken sagte:

„Min Söhn, dat schickt sich nicht. Du bist man en lütt, dumm Jung', un ich bin en alden, erfahren Mann. — Overdies hat hier niemand nig tau befehlen, as de 'näg Fru.“\*

Tante Marie, die weise, hatte den Alten sehr genau unterrichtet, wie er sich ihrem Neffen gegenüber zu verhalten habe, und zu ihrer Freude trug dies Verfahren gute Früchte.

Friß schämte sich immer wieder, diese ihn tief verletzende

---

\*) Mein Sohn, das schickt sich nicht. Du bist ein kleiner dummer Junge, und ich bin ein alter, erfahrener Mann. Überhaupt hat hier nur die gnädige Frau zu befehlen.

Antwort zu hören, und gewöhnte sich auf diese Weise nach und nach das Befehlen ab.

An den beiden Kleinsten hatte die gute Tante von Anfang an ihre helle Freude.

Die beiden kränklichen Brüderchen lebten unter der ihnen jetzt entgegengebrachten mütterlichen Liebe ordentlich auf. Von Tag zu Tag wurden sie fröhlicher und kräftiger, und der Gesundbrunnen tat auch an ihnen seine Schuldigkeit. Die täglichen Bäder bekamen Hans und Ernst vorzüglich, und die bleichen Gesichtchen wurden immer runder und rosiger. — Die herrliche Luft, die vom nahen Kiefernwalde herüberkam, war auch nicht gering anzuschlagen, und außerdem spielten sie den lieben, langen Tag in dem weißen, warmen Sande am Brunnen.

Dazu hatte ihnen die Tante ein großes Faß geschenkt; das pumpte Friß voll Wasser, und die Kleinen plantschten nach Herzenslust, jauchzten und krächten vor Vergnügen und konnten nicht zu Schaden kommen, denn die gute, vorsichtige Pflegemutter hatte das Gefäß natürlich ganz niedrig machen lassen.

Auch die vier andern Geschwister liebten den Gesundbrunnen über alles. Jede freie Stunde wurde hier zugebracht, und mit einem Trunke Quellwasser schmeckte das kräftige Landbrot noch einmal so gut.

Als die schönen, bunten Leinenkittel fertig waren, wurden sie unter lautem Jubel angezogen, und die Kinder waren so stolz darauf, wie nur je auf das feinste Spitzenkleid und den teuersten Sammetanzug. Die Dorfschneiderin hatte wirklich ihr Meisterstück gemacht, und die Zwillinge sahen in den einfachen Röckchen so niedlich aus, daß Tante Marie ihre Lieblinge mit Entzücken betrachtete.

Immer wohler und zufriedener fühlten sich die Geschwister in dem trauten, neuen Heim. Sie dachten kaum noch daran, daß sie vordem an so vielerlei Genüsse gewöhnt gewesen waren.

Selbst Friß hatte nach und nach alle Ungezogenheiten abgelegt. Er war jetzt ein bescheidener, fleißiger Knabe, der mit Lust und Eifer zum Herrn Pastor in die Stunden ging und nachmittags dem alten Friedrich im Garten half.

Er sagte nicht mehr: „Friedrich, hol' mir dies oder jenes,“ sondern: „Ach, bitte, lieber Friedrich, erzähle mir doch mal ausführlich, wie du Onkel Günter aus der Schlacht getragen hast.“

Dazu war der alte Kutscher natürlich immer mit Freuden bereit, und mit Genugthuung sah er in die glänzenden Augen des frischen Jungen.

„Ja, ja, Frißchen, unser Herr, das war ein Herr! — So gemein mit uns Leuten, und so gerecht und gut! Ja, ja, daß den der liebe Herrgott dazumal zu sich genommen hat! Der könnt' noch lange bei uns zum Segen wirken! — Aber er ist fürs Vaterland gestorben, und unser lieber, alter Kaiser hat ihm noch auf dem Totenbette das Eiserne Kreuz angeheft't! — Und daderauf kannst du stolz sein, Frißchen. So einen Onkel hat nicht jeder Junge!“

Und Friß war auch stolz auf seinen Heldenonkel und bemühte sich, ihm immer ähnlicher zu werden.

Mit Freude und Genugthuung bemerkte Frau Günter diese Bestrebungen ihres Neffen, und zum Lohn dafür gestaltete sie ihm auch die Erholungs- und Feierstunden so unterhaltend und köstlich, wie möglich.

Sie liebte sich eigens vom Herrn Pastor Bücher, um durch guten Lesestoff wohlthätig auf die Kinder einwirken zu können. Und es war ein gar dankbares Publikum, wenn sie unter anderm vorlas:

„Zur Zeit einer großen Teuerung vergnügte sich Joferamus, der älteste Sohn des Grafen von Flandern, vor der Zugbrücke seines väterlichen Schlosses mit ritterlichen Spielen.

„Da nahte sich ihm ein elend aussehendes und sehr dürftig gekleidetes Weib und bot ihm in einem zierlichen Korbe allerlei selbstverfertigte Spielereien an.

„Um Jesu willen, Junker, habt Erbarmen und gebt mir etliche Pfennig für diese Sachen. Meine vier Kinder wimmern vor Hunger, und wenn ich ihnen nicht bald Brot kaufen kann, müssen sie sterben.“

„Der junge Graf sah mitleidig auf die arme Mutter, die vor Schwäche augenscheinlich selber kaum noch stehen konnte, und sagte dann:

„Ich will Euch die Sachen abkaufen, gute Frau, und werde Euch zehnmal so viel dafür geben, als Ihr fordert. Geduldet Euch nur kurze Zeit, ich eile sofort ins Schloß und hole die Bezahlung, weil ich gerade kein Geld bei mir habe.“

„Das hocherfreute Weib ergoß sich in Danksagungen über die Güte des jungen Herrn und setzte sich wartend an die Erde, während Joferamus mit dem Körbchen im Schloßhofe verschwand.

„Droben, in einem Saale, fand er die Hoffräulein seiner Mutter, denen er die Spielereien zugedacht hatte und die sich von der Artigkeit des Junkers hoch entzückt zeigten.

„Unter heiteren Scherzen und Neckereien verging eine Minute nach der andern; und der junge Graf, der ein überaus

eigen war, trat er sein blutendes, väterliches Herz unter die Süße und sagte dumpf:

„Ich habe zu Gott geschworen! Was sollte aus der Gerechtigkeit im Lande werden, wenn man der Person zuliebe an Schwur und Gesetz drehen und deuteln wollte!

„Joseramus, mein Kind, bereite dich wie ein Christ auf das Ende vor, denn wenn die Sonne zur Neige geht, wirst du mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht.“

„Weinend schlang er beide Arme um den Sohn, und ergeben neigte dieser sein Haupt dem Richtersspruche. Er wußte, daß keine Macht der Erde ihn retten konnte.

„Gott sei mir Sünder gnädig!“ murmelte er mit zitternder Stimme und ließ sich geduldig abführen.

„Durch Gerechtigkeit wird der Thron bestätigt!“ (Sprüche 16, 12.)

„Es wird ein unbarmherzig Gericht über den gehen, der nicht Barmherzigkeit getan hat.“ (Jak. 2, 13.)

Unter Tränen bedauerten die Geschwister das Schicksal des armen Joseramus, und Else fand den gerechten Richter doch gar zu hart.

„Das würde unser Vater nie tun!“

„In damaliger Zeit dachte man ernster und strenger,“ sagte Tante Marie. „Auslehnung gegen göttliche Gesetze und väterliche Gewalt gehörten zu den größten Ausnahmen. Dem armen Grafen von Flandern ist die Ausführung seines Urteils gewiß nicht leicht geworden, denn Joseramus war sein Erbe und lieber Sohn. Aber er hatte „zu Gott geschworen“, ohne Ansehen der Person zu richten; und auch nicht der leiseste Gedanke kam ihm, daß er diesen Schwur drehen oder deuteln könne! Und nun, Liebliche, ist es Zeit, zu Bett zu gehen! Schlaft mit Gott! — Der Herr gebe, daß euch der Aufenthalt in Comniß zum Segen für Zeit und Ewigkeit gedeihe!“

\* \* \*

Von nun an ging es mit den Geschwistern in jeder Beziehung langsam, aber stetig aufwärts, und die gute Tante war glücklich über das geistige und leibliche Gedeihen ihrer Pflegebefohlenen.

Tagtäglich freute sie sich über die wachsende Zuneigung und Liebe der Kinder.

Fritz hatte besondere Verehrung und Vertrauen zu ihr gefaßt und sagte oftmals:

„Liebe, gute Tante Marie, ich hätte nie geglaubt, daß ich nach dem Unglück so glücklich werden könnte. Ich weiß wohl, daß wir dies dir zu danken haben, und ich will mich bemühen, dich durch Fleiß und Gehorsam zu erfreuen!“ — —

„Tue das, mein Junge,“ sagte Frau Günter herzlich. „Dann wird auch dein lieber Vater immer mehr einsehen, daß ihr durch den Verlust des Vermögens wenig verloren habt.“

Bei Erwähnung des Vaters glitt ein sehnsüchtiger Zug über des Knaben Gesicht.

„Warum kommt denn Papa gar nicht einmal nach Lomnitz und sieht, wie es uns geht?“

„Er hatte bis jetzt andere Pflichten,“ antwortete Tante Marie, „aber sowie alles geordnet ist, kommt er zu euch und bleibt für immer hier.“

Fritz tat einen Freudensprung und fiel der Tante um den Hals.

„Ach, wie ist das herrlich! — Darf's auch den Geschwistern erzählt werden?“

Frau Günter nickte, und jubelnd sprang der Knabe davon. —

\* \* \*

Als wenige Tage darauf der langentbehrte Vater unter die Seinen trat, wollte Dank und Freude kein Ende nehmen.

Herr Peters aber betrachtete mit Erstaunen und Entzücken die fröhliche, gesundheitstrotzende Kinderschar.

„Marie, das ist dein Werk!“ rief er voll Dank und drückte der treuen Schwester innig die Hände.

„Ja, mit Gottes Hilfe ist es mir gelungen, die verwöhnten, kränklichen Stadtpflänzlein zu frischen, gesunden und anspruchsfreien Kindern zu erziehen,“ lachte befriedigt die vortreffliche Frau und hieß den Bruder herzlich willkommen.

„Wie steht's mit deinen Geschäften, Ernst? Hast du alles nach Wunsch geregelt?“

„Gott sei Dank, ja!“ sagte der Kaufmann mit einem Seufzer der Erleichterung. „Ich habe wenigstens erreicht, daß niemand durch mich unglücklich ist. Mein Ruf und Name ist unbesiegt geblieben. Ich konnte sogar eine kleine Summe für

die Kinder retten, die ich dir einzahlen will, auf daß ich mit Zug und Recht das Gut unserer Väter bewirtschaften helfen darf. In die Stadt gehe ich nicht mehr zurück. Ich freue mich schon auf die frische, fröhliche Arbeit hier in der Heimat meiner Kindheit. Ich glaube, die Landluft und das Wasser des Gesundbrunnens werden mir ebenso wohl tun, wie meinen Kindern. Gesegnet sei der Bankerott, der mit des Allmächtigen Hilfe so viel Gutes stiftete!"

Die Geschwister jubelten hell auf bei des Vaters Worten.

„Der Papa bleibt hier! Der liebe Papa bleibt nun ganz bei uns!"

Liebkosend drängten sie sich um ihn und Tante Marie.

Frau Günter aber drückte tränenden Auges des Bruders Hand und sagte freudig bewegt:

„Das walte Gott!"



